

Zusammenfassung

Im kontroversen Anschluß an die quantitative Begleitforschung wird vorgeschlagen, Beratung als „sozialen Fall“ zu betrachten und zu untersuchen. Die undifferenzierte Bindung von Beratung an einen Krankheits- und Psychotherapiebegriff sowie der Forschung ans empirische Paradigma sollte gelöst und durch eigenständige Sicht- und Untersuchungsweisen ersetzt werden. Die Suche nach anderen Forschungsverfahren führte im Projekt „Psychotherapeutische Beratung im kirchlichen Auftrag“ zu einer qualitativen Methode. Die zentralen Kategorien zur Beschreibung der Struktur des „sozialen Falls Beratung im kirchlichen Auftrag“, herausgearbeitet anhand ausführlicher Interviews mit Berater/-innen, werden vorgestellt, ebenso die Suchbewegungen hin zu dieser speziellen Untersuchungsmethode. Am Schluß steht der Versuch, das komplizierte Verhältnis von Beratung zum Bereich „Wissenschaft“ (und umgekehrt) kritisch zu beschreiben.

Beratungspraxis, Institution und Evaluation

Wolfgang Schrödter

Psychologische Beratungsstelle Höchst im Evangelischen Regionalverband, Frankfurt/Main

Beratung und ihr Rahmen

Ich möchte mit den folgenden Überlegungen vorrangig die Frage, was „Beratung“ ist und sein könnte, öffnen für neue Betrachtungsweisen. Wie eine sinnvolle, für die Praxis hilfreiche Begleitforschung aussehen könnte, soll in diesem Zusammenhang diskutiert werden. Natürlich ist diese, gerade gegenwärtig in Zeiten allumfassender „Qualitäts“debatten bedeutsame Thematik nur angebar, wenn geklärt ist, was Beratung eigentlich für wen, wie und in welchem Rahmen leisten soll. Unter „hilfreich“ verstehe ich hinsichtlich der Forschung ein Vorgehen, dessen Ergebnisse für die Gespräche mit Ratsuchenden, die Aus- und Fortbildung von Berater/-innen, die Gestaltung der Teamarbeit sowie darüber hinausreichende institutionelle und außerinstitutionelle Arbeit aufklärerische Relevanz besitzen. Also neue, vielleicht unvertraute und möglicherweise auch provozierende Frage-, Denk- und Handlungsalternativen begründen. „Beratung“ muß aus unserer Sicht von vornherein als ein Zusammenhang vielschichtiger, aufeinander verweisender Aufgaben und Tätigkeiten betrachtet werden, dessen Kern, daran sollte keine Zweifel bestehen,

das unmittelbare Gespräch mit Klient/-innen, mit Einzelnen, Paaren oder Familien in unterschiedlichsten Krisen- und Konfliktsituationen darstellt.

Der Arbeitstitel unseres Forschungsprojekts „Psychotherapeutische Beratung im kirchlichen Auftrag“¹ faßt Tätigkeit und (inneren) Rahmen als Einheit. Ursprünglich sollte diese Formulierung nicht mehr als eine erste Umschreibung unseres Vorhabens abgeben. Wie bedeutsam und facettenreich sich diese Verknüpfung schließlich darstellen würde, erweitert noch um die Dimension des äußeren Rahmens, war uns beim Einstieg allerdings nicht bewußt. Daß exakt hier unsere Untersuchungseinheit liegt, ist mehr ein Resultat unserer ausführlichen, an einem Leitfaden offenen gestalteten Interviews mit Berater/-innen, als ihr Ausgangspunkt. Damit ist bereits unsere Methode angeklungen, zu der im Moment nur kurz gesagt werden soll: Die Wahl eines Forschungs-

¹ Das Projekt wurde 1994 wesentlich auf Initiative und Vorarbeit von H. v. Schubert, Diakonisches Werks Hamburg, gestartet und von der Alfred Krupp-Stiftung finanziell gefördert. Es umfaßt einen Theorie-/Konsultationsteil und einen empirischen Teil, von dem hier berichtet wird. Die Interpretation der Interviews ist noch nicht abgeschlossen. Im Schlußabschnitt werde ich die Zusammensetzung der Forschungsgruppe sowie die externe Methodensupervision beschreiben. Interessent/-innen können eine Gesamtübersicht, auch über die theoretische Schwerpunktsetzung, erhalten

Dr. W. Schrödter, Psychologische Beratungsstelle Höchst im Evangelischen Regionalverband – Familien-, Erziehungs-, Jugend-, Ehe- und Lebensberatung –, Hospitalstraße 48, D-65929 Frankfurt/Main

The institution and evaluation of counseling

Wolfgang Schrödter

Summary

In a controversial comment on quantitative research, the author suggests that counseling be regarded as a “social case” and investigated. The non-differentiated connection of counseling to a concept of illness and psychotherapy, as well as of research to the empiric paradigm, should be broken and replaced by independent perspectives and modes of investigation. The search for other research procedures conducted in the project “Psychotherapeutic Counseling

Commissioned by the Church” resulted in a qualitative method. The central categories for describing the structure of counseling commissioned by the Church in the sense of a social case, elaborated on the basis of extensive interviews with counselors, are presented, as is the effort to determine this special method of investigation. Finally, the attempt is made here to describe critically the complicated relationship between counseling and “science” and vice versa.

verfahrens aus dem Feld „qualitativer“ Methoden stand für uns nicht von Anfang an fest. Unsere Suchbewegungen dahin verliefen über mehrere Etappen und sollen am Schluß des Aufsatzes eine Erläuterung finden. Ich werde Hypothesen und Ergebnisse der Untersuchung in meine Überlegungen mit einbeziehen. In einer ausführlicheren Veröffentlichung wollen wir darüber hinaus auch Passagen aus den Gesprächsprotokollen zur Diskussion stellen. Ich muß es an dieser Stelle in Kauf nehmen, stärker Kategorien und Interpretationsvorschläge als das Datenmaterial, das ihnen zugrunde liegt, zu skizzieren.

Zur gegenwärtigen Forschungspraxis

Der Ist-Zustand empirischer Begleitforschung zur Beratungsarbeit ist gekennzeichnet durch quantitative Untersuchungsverfahren. Ihre Hauptzielrichtung heißt, auf einen einfachen Nenner gebracht: zu erforschen, was wie durch wen praktiziert mehr oder minder „wirkt“. Im Grunde handelt es sich um eine Kopie dessen, was in der Psychotherapieforschung mit ihrem Paradigma, der Pharmaforschung (Grawe et al. 1994, S. 40f.), eingebür-

gert ist.² Zu den umfassenden Studien zählen die – in einiger Hinsicht sehr unterschiedlich angelegten – Arbeiten von Vennen und Klann u. Hahlweg. Darüber hinaus gibt es eine ganze Reihe in Fachzeitschriften verstreut publizierter und schwer zugänglicher Untersuchungen, etwa zu Prozeß, Methodik und Ergebnissen von Erziehungsberatung und Kindertherapie. Diese Art empirischer Forschung besitzt ihren eigenen Stellenwert und Verdienste, auf die ich zu sprechen komme.

Ich möchte in die kritische Diskussion zur Forschungspraxis mit einem zentralen Problem einsteigen: Die

² Die quantitative Psychotherapieforschung scheint z.Z. zu einem Musterbeispiel für Qualitätsforschung schlechthin aufzusteigen. Im Text „Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe“ (Liebald 1996, 25f.), Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, taucht sie einigermaßen unerwartet im Abschnitt „Evaluation kulturpädagogischer Jugendarbeit“ auf. Allerdings findet sich hier auch ein engagiertes Plädoyer für qualitative Untersuchungsmethoden, mit denen man sich „den sensiblen Fragen nach inhaltlicher und professioneller Qualität ... besser nähern kann“. Dem ist nach unseren Erfahrungen ausdrücklich zuzustimmen

eigentlich erst einmal offen zu haltende Frage, was Beratung eigentlich praktisch macht und machen soll(te), findet sich wenig behandelt, bzw. genauer gesagt, sie ist vorweg beantwortet. Und zwar in folgender Richtung: Beim Angebot Beratung handelt es sich um eine klinische, psychotherapeutische Spezialdisziplin, die sich historisch irgendwann einmal aus irgendwelchen Gründen herausgebildet hat. Beratung verfolgt qua Vordefinition Ziele, die im wesentlichen identisch mit denjenigen des offiziellen Gesundheitswesens sind. Schwerpunktmäßig bedeutet das die Reduktion von Symptomen, und, damit verknüpft, Veränderung von Persönlichkeitsstrukturen sowie Interaktionsweisen mittels wirksamer und akzeptierter therapeutischer Verfahren. Also sucht man nach meßbaren (differentiellen) Effekten einzelner therapeutischer Interventionsweisen im Unterschied zu anderen. Das mögen Deutung, Erlebnisaktivierung, Konfrontation, Verhaltensaufforderung, Interpretation oder andere sein.³ Das Instrumentarium zur Untersuchung bilden kontrollierte Studien mit Klienten-/Therapeutenfragebögen und die Verfahren statistischer Analyse. Ins Blickfeld geraten somit automatisch bestimmte Aspekte der Beraterischen Interaktion, vorrangig isolierte therapeutische Techniken sowie einige klinische Daten, wie etwa die gemessene Symptombelastung von Klient/-innen zu Beginn einer Beratung, im Unterschied zu deren Abschluß und des katamnestischen Zeitraums. Zentrale Aussagen dergestalt, daß Klient/-innen einer Beratungsstelle vergleichsweise hohe Werte im Bereich Depressivität sowie erhebliche psychosomatische Beeinträchtigungen zeigen, leiten anschließend zu daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen. Etwa in der Richtung, Berater/-innen sollten zukünftig intensiver diagnostisch und psychotherapeutisch ausgebildet sein

³ Ich wage später eine These dazu, was es bedeuten könnte, daß Berater/-innen eine beeindruckend breite und heterogene Palette „therapeutischer Techniken“ nennen, wenn man sie gezielt fragt, wie sie methodisch arbeiten. Der Hinweis auf einen bereichstypischen „Eklektizismus“ scheint mir wichtig und höchst diskussionsbedürftig zugleich

(Klann u. Hahlweg 1995, S. 73)⁴ – was auf ein Mehr von Demselben hinausläuft. Die Rezeption der Studien greift besonders solche Vorschläge auf und gestaltet die Anschlußdiskussion um sie herum.

So schließt sich ein konstitutiver Zirkel: was eingangs klinisch definiert und anschließend auf der Basis dieser Definition untersucht wird, findet sich am Ende klinisch weiterdiskutiert. Bis in die Interpretation wichtiger Detailthemen (z.B. den sog. Effektstärken oder der Abbruchrate, vgl. Klann u. Hahlweg 1994, S. 167, 158), repräsentiert die Psychotherapie den Vergleichsmaßstab.⁵ „Beratung“ wäre, bei dieser Betrachtung, ein Angebot unter mehreren im medizinisch-therapeutischen Handlungsfeld. Daran ändern auch gelegentlich eingestreute Bemühungen nichts, „den Unterschied zu einer am Krankheitsbegriff orientierten heilkundlichen Psychotherapie“ (Klann u. Hahlweg 1994, S. 11)

⁴ Unglücklicherweise verknüpfen die Autoren diese Sicht nicht mit Überlegungen für die Gestaltung des beraterischen Gesprächs, sondern mit dem Hinweis auf die Dringlichkeit von „Überweisungen an Fachleute“ bei „ausgeprägten individuellen psychischen Störungen“. Daß rasche Überweisungen nach dem Muster ärztlicher Kooperation allzu häufig nicht funktionieren, sondern erst einmal eine fallspezifisch ausgeprägte „Grundlagenarbeit“ erfordern, ist bekannt. Wie sie aussehen könnte, markiert die wirklich interessante Frage. Der ausschließlich klassisch-diagnostisch orientierte Blick (zumal aufs Individuum im Fall von Paarberatung) hilft hier nicht weiter. Erforderlich sind Überlegungen zur Gesprächspraxis in den Fällen, die offensichtlich bei Klann u. Hahlweg (1995) thematisiert werden sollen

⁵ Es ist nicht verwunderlich, wenn die bei Grawe und Mitstreitern massiv favorisierte Verhaltenstherapie nun auch dem Beratungsbereich „empfohlen“ wird (Klann u. Hahlweg 1994, S. 167). Das soll nichts gegen den Sinn von Verhaltenstherapie sagen, sondern nur erläutern, wie rasch Ergebnisse der quantitativen Forschung plötzlich und unvermittelt in den Beratungsbereich hineingetragen werden. Ich argumentiere an dieser Stelle grob. Psychotherapiebegleitforschung ist natürlich alles andere als ein geschlossener Block. Neben der den Markt beherrschenden Grawe-Schule gibt es eine Reihe von Projekten, die sich um andere Weisen von (Primär-)Untersuchung bemühen, bei denen lebendige Fallgeschichten mit teilweise neuen, durchaus auch fachexternen Methoden und Begriffen, betrachtet werden

zu betonen. Denn durch die Denk-/Forschungsweise findet sich „Beratung“ zwangsläufig dem Gesundheitssektor angedient. Es entsteht der Eindruck, die Klientel könnte eigentlich hier wie dort versorgt werden, fände aber eben mehr oder weniger zufällig ihren Weg in die Beratungsstelle. Beraterinnen und Berater könnten hier wie dort arbeiten, suchen aber, aus welchen Motiven auch immer, ihren beruflichen Raum im kirchlichen Beratungswesen. Lediglich Begriffe und Messungen zur „Ehezufriedenheit“ (partnerschaftliche Kommunikation, Rollenauffassung, Aufgabenverteilung, Zufriedenheit im Verhältnis zu den Kindern etc.) signalisieren, daß es im Beratungskontext noch um andere Betrachtungsweisen und -qualitäten gehen könnte, als sie der Gesundkrank-Schematismus eröffnet. Insgesamt aber scheint die sich herausbildende „Beratungsforschung“ ganz dem empirischen Paradigma und der basalen Leitdifferenz des medizinischen Systems verhaftet bleiben zu wollen, und wenn die Forscher von „einer strengen wissenschaftlichen Analyse“ der Ehe- und Partnerschaftsberatung (Klann u. Hahlweg 1994, S. 74) sprechen, ist unzweideutig die Autorität einer bestimmten Form von „Wissenschaft“ gemeint.

An einer solchen Vorgehens- und Deutungsweise ist natürlich nichts grundsätzlich falsch. Daß Voraussetzungen und Folgerungen einen Zirkel für jede Forschung bilden, dürfte ebenso klar sein wie die Tatsache, daß jede Art zu forschen zwingend bestimmte Perspektiven eröffnet und andere verschließt – was selbstverständlich auch für unser methodisches Vorgehen gilt. Und bei globaler, selektiver Betrachtung der Praxis ergibt sich folgendes Bild: Tatsächlich absolvieren Berater/-innen therapeutische Ausbildungen, arbeiten in einem therapieanalogen Setting, einschließlich Supervision, und Ratsuchende berichten u.a. auch über „Symptome“, die man durchaus gelegentlich als „von Krankheitswert“ bezeichnen kann. Letzteres markiert eine Perspektive für das Fallverstehen, ein Element im Geflecht möglicher Vorannahmen, neben vielen anderen. Der kritische Punkt liegt im Detail: Äußerst problematisch dürfte die Einseitigkeit sein, mit der

man in den Studien Beratung ganz selbstverständlich als eine psychotherapeutische Spezialdisziplin faßt und untersucht. Daß eine derart undifferenzierte Sicht die spezifische Klientel einer Beratungsstelle und die praktischen Aufgaben in der Praxis verfehlt, zeigt ein Blick auf die vielfältigen Anmelde- und Anmeldeformulare, welche Ratsuchende formulieren (sie einmal sorgfältig textanalytisch zu untersuchen wäre eine sinnvolle Aufgabe). Offensichtlich sind es spezifische Beweggründe, Vorüberlegungen, Selbstkonzepte, Lebensumstände und Erwartungen, die Klient/-innen in eine Familien-, Lebens- oder Eheberatungsstelle führen; die dazu leiten, sich einzeln oder als Paar oder als ganze Familie anzumelden; und das bei einer ganz bestimmten Einrichtung eines ganz bestimmten Trägers. Vennen (1992, S. 205) zitiert aus seiner Befragung Ratsuchende, die ausdrücklich kein Angebot unter der Bezeichnung „Psychotherapie“ für sich wählen, die dezidiert keine Behandlung im einschlägigen Kontext suchen. Solche, häufig mehr am Rande und nicht weiter ausinterpretiert vorgelegte Ergebnisse der empirischen Forschung sollten sehr ernst genommen werden. Weil sie darauf hinweisen, daß Menschen, unabhängig von ihrem Leiden und dessen Schweregrad oder Chronizität, zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens und an einem bestimmten Ort Klärungs- und Lösungswege sowie ein neues Selbstverständnis suchen, die sehen und zu verstehen für eine spezifische Praxis namens „Beratung“ von hoher Bedeutung sind.⁶ In der Diskus-

⁶ Zwischen dem subjektiv empfundenen und aus der Perspektive von Fachleuten beschriebenen „Schweregrad“ einer Störung und ihrer Typik einerseits, der Motivation zu einer bestimmten Weise therapeutischer Arbeit bzw. zu irgendeiner Weise von „Veränderungsarbeit“ überhaupt, andererseits, gibt es keinen linear-kausalen Zusammenhang. Diese wenig theoretisch durchdachte Erfahrung, scheint mir wichtig. Beratung hat es vielfach erst einmal zu tun mit dem Versuch, elementare Voraussetzungen für helfende Gespräche zu schaffen, d. h. Vertrauen, eine gewisse Geduld, ein Gespür dafür, daß rasches und hektisches Handeln ein Problem eher verschärft als bewältigt, usw. Sehr vergrößert gesagt: Berater/-innen sprechen häufig mit Klient/-innen, bei denen momentan an

sion um ein neues Psychotherapeuten-gesetz finden sich solche Erfahrungen zuweilen lapidar weggeredet als „Irrläufer“, so als handele es sich hier lediglich um eine Folge mangelnder Information oder ungenügend organisierter bzw. mit zu wenig Nachdruck betriebener Überweisungsroutine.⁷ Überspitzt gesagt: So passiv, inkompetent oder unaufgeklärt, wie sie in einer Vielzahl prominenter Arbeiten implizit beschrieben werden, sind Ratsuchende auch unter den Bedingungen einer zugespitzten Krise keineswegs. Solche (und eine Reihe anderer) Gesichtspunkte muß man freilich im Auge haben, man muß sich für sie in den Gesprächen mit Ratsuchenden und daran anschließenden Überlegungen interessieren, sonst bleiben sie verborgen. Schon an dieser Stelle drängt sich die Überlegung auf: was heißt eigentlich „Diagnostik“ in der Beratung? Welche Perspektiven sind hier von Bedeutung, und, wenn man in der Mehrzahl spricht, in welches Verhältnis wären diese zueinander zu setzen? Mit Sicherheit gehört eine gute Phänomenologie der „Krise“ dazu, was eigenständige Theorie erfordert.

Trotzdem sollte ausdrücklich festgehalten werden: Daß Beratung überhaupt rechnerisch ausweisbar „wirkt“ und die hierzulande relativ wenig untersuchte Ehe- bzw. Paarberatung darstellbare, zeitstabile sinnvolle Ergebnisse zeigt, hat zweifellos dem Handlungsfeld Auftrieb gegeben. Wie in der Geschichte der Psychotherapieforschung im großen Ganzen, steht am Anfang aller Forschungsbemühungen

Psychotherapie überhaupt nicht zu denken ist. Die Tatsache, daß bei uns in Frankfurt Ratsuchende mit unterschiedlichsten Störungen von psychotherapeutischen Praxen an Beratungsstellen verwiesen werden, spricht für sich

⁷ Man schaue sich dazu die Ausführungen über Beratung im einflußreichen „Gutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes“ (Mayer et al. 1991) an. Generalnenner, auf einen Satz gebracht: besser als nichts, zur Informationserteilung da, für die Bearbeitung „sozialer Konflikte“ zuständig. Dann findet sich dort auch noch die Rede von „psychologischer Führung und Formung“, welche Beratung zu leisten hätte (S. 26). Solcherart Trivialisierung verrät wenig Kenntnis über Beratung und, schlimmer noch, eine erhebliche Distanz zum wirklichen Leben

auch in unserem Bereich der Nachweis, daß überhaupt konstruktive „Effekte“ erzielt und in einen Zusammenhang mit bestimmbareren Haltungen, Aktivitäten, Frageweisen usw. von Berater/-innen einstellbar sind. Sowohl die öffentlichen Geldgeber und diversen Träger mit ihrem Wunsch nach einer gewissen Transparenz und Erfolgskontrolle, als auch Beraterinnen und Berater in ihrem Ringen um ein professionelles Profil konnten davon profitieren. Für den Sektor der akademischen Forschung bot sich zudem die Chance, in einem breiten und sich bis dato eher naturwüchsig und vergleichsweise wenig beobachtet entwickelnden Handlungsfeld mitzuwirken.⁸ Besonders interessant entfaltet sich von Anfang an eine Kontroverse um die sog. „unspezifischen (bzw. allgemeinen) Wirkfaktoren“, deren Sinn und Bedeutung plötzlich in einem anderen Licht gesehen wird. Nimmt man das ernst, so liegt die Folgerung nahe: Wahrscheinlich hängen Erfolg oder Fehlschlag beraterischer Bemühungen nicht am routinierten Anwenden eintrainierter „Techniken“, sondern am Ringen um Haltungen, Einstellungen und Verstehens- und Ausdrucksweisen, welche überhaupt einen Zugang zu Menschen in besonderen Krisen- und Konfliktsituationen, und umgekehrt der Menschen zu uns, ermöglichen; dazu zählen Fürsorge, Engagement und Interesse. Notorisch drängt sich allerdings die (nicht neue, sondern traditionsreiche) Frage auf, was das Angebot Beratung vom Angebot Psychotherapie unterscheiden könnte. Je dichter Beratung als Spezialdisziplin im Kontext „Krankenbehandlung“ definiert und beforscht wird, um so mehr ist es exakt diese Frage, welche er-

⁸ Etwas polemisch sei hinzugefügt: Beratung erfreut sich seit einigen Jahren überaus regen Interesses. Therapeutische Fachverbände erweitern ihren Namen um Zusätze wie „...und für Beratung“ und bieten sogleich einschlägige Ausbildungsgänge an, Fachzeitschriften ergänzen ihre Titel um eine entsprechende Bezeichnung, etc. Eine ganz ähnliche Karriere gelingt im Augenblick dem Begriff „Supervision“. Man darf annehmen, daß hier neben anderem auch berufs- und standespolitische Interessen und Ziele eine Rolle spielen sowie die heutige Marktlage mit ihrer massiven Konkurrenz unter den Anbietern psychosozialer Leistungen

hebliches Unbehagen und zuweilen nervöse Diskussionen auslöst. Denn offensichtlich kann und soll „Beratung“ nicht lediglich ein weiteres Angebot in der Palette einschlägiger Dienste sein. Sondern ein spezifisches, dessen Aufgaben Struktur und Organisation in offener und (selbst)kritischer Weise zu untersuchen wäre. Eine bloße Vermehrung desselben macht kaum plausibel, warum dafür staatliche oder kirchliche Geldgeber und nicht die Krankenkassen zuständig sein sollen. An dieser Stelle wäre aber erst einmal eine Bestandsaufnahme gefragt, welche die besondere Klientel und den Kontext einer Beratungsstelle zu beschreiben versucht, um sich den besonderen Aufgaben der sozialen Praxis namens Beratung zu widmen. Die Kategorisierung und der gemessene Grad an Symptombelastung sagt darüber nichts. Sehen wir an dieser Stelle einmal davon ab, daß uns Ratsuchende über Leiden und Unglück, über Beziehungsentgleisungen und Enttäuschungen berichten, die beim besten Willen nicht in die etablierten Krankheitskategorien und andere Schematismen passen wollen; Paar Konflikte in einschlägige individualisierende Konzepte zu pressen, mutet ohnehin mehr als fragwürdig an – von daher sollten Beschreibungen wie „hysterische Ehe“ vorsichtig behandelt werden – und bei Jugendlichen ist bekanntlich jede fixierende Kategorisierung problematisch.

Die empirische Forschung liefert dazu ein interessantes Ergebnis (Klann u. Hahlweg 1994, S. 148f.): Daß die „Zufriedenheit“ mit dem Beratungsprozeß seitens der Klient/-innen nur gering zusammenhängt mit dem gemessenen Grad der Reduktion von „Symptomen“ und „standardisierten Erfolgsvariablen“. Die Folgerung der Forscher „die globale Zufriedenheit des Klienten ist folglich kein zuverlässiger Maßstab für den Erfolg einer Beratung“ scheint mir sehr diskussionsbedürftig – dem Vertrauen in die eigene Methode kontrastiert ein merkwürdiges Mißtrauen in die Selbstbeschreibung von Ratsuchenden. Vermutlich hängen Zufriedenheit und Unzufriedenheit im Leben, also so etwas wie Lebensgewißheit, überhaupt nicht ab von einer isolierbaren Größe namens „Symptomniveau“ oder einer ab-

strahierbaren Einzeldimension wie „partnerschaftliches Kommunikationsverhalten“. Wovon dann aber? Solche und andere, gerne als „komplex“ bezeichneten Fragen, sind nur diskutierbar vermittelt einer intensiven Einzelfallforschung und nicht umsonst bedeutet die exemplarische Falldokumentation den Weg, beraterisches Vorgehen zu beschreiben, zu reflektieren und weiter zu entwickeln.⁹ Jeder Versuch zu einer theoretischen Konzeptualisierung bleibt darauf verwiesen und jede Untersuchung der stets vielschichtigen „Wirkungen“ einer bestimmten „Technik“, egal welchen Namen sie bekommt, hängt vom Gesamtkontext des jeweiligen individuellen Beratungsprozesses ab; einschließlich der vielen glücklichen oder weniger glücklichen Zufälle, welche über Gelingen und Mißlingen mitentscheiden – Vennen (1992, S. 212) weist anhand seiner Untersuchung zu recht darauf hin, daß der Interaktion zwischen externen und beratungsinternen Prozessen mehr Beachtung gewidmet werden sollte.

Noch einmal anders formuliert heißt das: im Rahmen der Begleitforschung finden sich wenig neue und kaum bereichscharakteristische Fragen aufgeworfen. Was uns in der Praxis besonders interessiert, z.B. die Einmalgespräche, die Kurzsettings, die Variation der Sitzungssequenz, die fraktionierte Beratung über lange

Zeiträume, die Krisenintervention, die in vielerlei Hinsicht komplizierte besondere Arbeit mit Ratsuchenden vor, in und nach Trennungs- und Scheidungsphasen oder der Umgang mit Familien, in denen Konfliktspannungen zu Gewaltdurchbrüchen führen – in die Berater/-innen im Gespräch hautnah eingebunden sind –, diese und andere spezielle fachliche Fragen finden sich nicht thematisiert; sog. Multiproblemfamilien mit ihren vielschichtig verwalteten Biographien, deren Beratung eine Reihe schwieriger Institutionenkontakte mit sich bringt, tauchen in der Forschung nicht auf.¹⁰ Gerade sie machen aber den Arbeitsalltag aus, in dem „Lehrbuchfälle“ selten vorkommen und das vorhandene Wissen permanent überarbeitet werden muß, aus praktischen wie prinzipiellen Gründen. Unter anderem von daher ist die Zurückhaltung von Berater/-innen gegenüber empirischer Forschung verständlich, auf die Vennen (1992, S. 35) und Klann u. Hahlweg (1994, S. 70f.) in ihren Studien hinweisen. Das Kardinalproblem scheint mir: Völlig ausgeblendet bleibt in der Forschung der institutionelle und organisatorische Zusammenhang. Der innere und äußere soziale Rahmen, innerhalb dessen Beratung praktiziert wird. Wenn überhaupt, taucht er in den Einleitungskapiteln unter der Überschrift „Geschichte“ auf, für die Untersuchung der Essentials beraterischer Praxis bleibt „Institution“ am Rande liegen. Dabei ist es doch offenkundig, daß „institutionelle Beratung“ von Anfang an als Leistung eines multidisziplinären Teams von Kolleg/-innen un-

terschiedlicher Grundberufe und verschiedener methodischer Orientierung beschrieben wurde. Die Landesrichtlinien für Erziehungsberatung und die Leitlinien für die Psychologische Beratungspraxis in Evangelischer Trägerschaft fordern ausdrücklich diese innere Struktur. Was kein Zufall sein dürfte. Vielmehr wurde von Anfang an (wie vage auch immer) erkannt, daß Fallverstehen eine Multiperspektivität und diese wiederum notwendig eine kooperierende Gemeinschaft erfordert. Man sollte sie als einen der konstitutiven Bestandteile von Beratung ansehen. Ebenso wie den weiteren institutionellen Rahmen, also das Eingebundensein in einen breiten Trägerkontext (Kreise, Städte, Kirchen, freie Vereine, Universitäten usw.). Von daher darf Beratung als ein öffentliches Angebot und eine öffentliche Aufgabe bezeichnet werden, das kostenfrei für jedermann zugänglich und ohne schematische Beurteilungs-, Begutachtungs- und Prognosezwänge beanspruchbar ist. Feststellungen wie „krank/behandlungsbedürftig“ oder „therapiemotiviert“ bedeuten ausdrücklich keine Basisvoraussetzung zum Zugang und zur Inanspruchnahme von Beratungsgesprächen; sonst wäre keine präventive Arbeit möglich, und Prävention bedeutet einen weiteren Kern beraterischer Aufgaben. Das erfordert erst einmal einen gesicherten institutionellen Freiraum, dessen – wenngleich hochambivalente – Bedeutung sich gerade heute deutlich zeigt. Für unsere Beratungsarbeit wäre Kirche der innere äußere Rahmen, um den herum sich eine Vielzahl von Diensten und Institutionen als externer äußerer Rahmen gruppiert.¹¹

Schon damit ist aber gleichzeitig ein heikler Punkt berührt, der in allen unseren Interviews mit Berater/-innen permanent auftaucht: Die Komplexität und Widersprüchlichkeit interner und externer Vorgaben, Anforderungen und Zieldefinitionen, mit denen Beratung konfrontiert ist. Hinsichtlich der „richtigen Klientel“, der „adäquaten

⁹ Das ist auch der Modus, um vor Ort im Kontakt mit komplementären Diensten und Institutionen Vertrauen in die Beratungsarbeit zu schaffen. Nicht beeindruckende Zahlenaggregate, sondern kooperative „Fallarbeit“, das Durchsichtigmachen wie man mit wem aus welchen Gründen arbeitet, schafft Grundlagen für die Akzeptanz der Institution. In geradezu törichter Weise wurde in den letzten Jahren die „Falldiskussion“ angegriffen (vgl. z. B. Faller 1994, S. 17f.), als handele es sich um ein Verfahren ziellosen, höchstens „illustrierenden“ Spekulierens. Dabei lernen Berater/-innen über keinen anderen Weg als den des Erlebens, Erzählens, Hörens und (selbst)kritischen Behandeln von Fallgeschichten. Wenn einige Vertreter einiger Fachdisziplinen einer solchen Praxis zutiefst mißtrauen, sollten sie die Gründe dafür bei sich selbst suchen, anstatt andere seitenfüllend über angeblich raum-zeitlos feststehende Kriterien von Wissenschaftlichkeit und logischen „Beweis“verfahren zu belehren

¹⁰ Die Erfahrung zeigt, daß Berater/-innen mit zunehmender Berufserfahrung nicht therapeutische Einzeltechniken lernen wollen, sondern Wissen und Kompetenz anstreben zu besonderen Beratungssituationen und -anlässen. Zum Beispiel zu Themen wie Mißbrauch und Gewalt, Kinder und Jugendliche in Trennungsfamilien oder Verarbeitung schwerer Verlusterlebnisse. In Frankfurt nehmen Gespräche mit Menschen zu, die Überfälle oder Wohnungseinbrüche entweder selbst oder in ihren Nahbereichen erlebt haben. Manchmal kommen solche Erlebnisse erst nach vielen Gesprächen zur Sprache. Diese und viele andere, uns teilweise unvertraute Themen und ihre Verstehens- und Bearbeitungsmöglichkeiten, sind von praktischem Interesse und leiten die Suche nach Unterstützung

¹¹ Die Bedeutung des sozialen Rahmens fürs „Fallverstehen in der Begegnung“ steht im Vordergrund des Meilener Konzepts zur Aus- und Fortbildung von Therapeut/-innen, das zuletzt ausführlich in Welter-Enderlin u. Hiltenbrand (1996) dargestellt wurde

Zugangsweise“ oder der „angemessenen Dauer“ zum Beispiel. „Für wen soll welche Form von Beratung zuständig und wie erreichbar sein?“ lautet eine keineswegs triviale Frage. Ein Jugendamt kann dazu ganz andere Vorstellungen haben wie der lokale kirchliche Träger, eine banachbarte Klinik oder Schule. Wir haben bei der Interpretation der Interviewtexte die Kategorie „Leute erreichen – Leute nicht erreichen“ gebildet; sie scheint uns einen der zentralen Strukturkonflikte von Beratung im Feld gut zu beschreiben. Heben wir uns eine Diskussion dazu noch einen Moment auf.

Ein solcher, natürlich in vielerlei Hinsicht ausdifferenzierender institutioneller Gesamtkontext ist von konstitutiver Bedeutung für die soziale Praxis „Beratung“. Beratung wäre, so betrachtet, als ein „sozialer Fall“ zu untersuchen. Was bedeutet das? Als sozialer Fall befragt, interessieren den Beobachter zum Beispiel die mehr oder minder expliziten, in Grenzen kontingenten Regeln, Konventionen und Gepflogenheiten in Praxis und Theoriebildung, die ihrerseits in neben-/übergeordnete Regelgefüge eingelassen sind; weiterhin interessiert der Zusammenhang von symbolischer und funktionaler Ordnung, von Hierarchien, Sprachen, Sprachspielen und Kommunikationsweisen mit ihrer je eigenen Logik und Struktur; dabei sind objektive Zwänge wie Freiheitsspielräume sowie die je individuelle Art, sich in ihnen einzurichten, von Bedeutung; als soziales Gebilde betrachtet, hat „Beratung“ als Ganzes und jeweils vor Ort Geschichte, Gegenwart und mögliche, in Grenzen vorauschaubare Zukunft(en); im Prozeß der Geschichte können markante Brüche vorkommen, durch individuelle und/oder kollektive Ereignisse hervorgerufen. Letzteres haben unsere Gespräche mit Berater/-innen in der ehemaligen DDR in aller Deutlichkeit gezeigt: für die Praxis und das Nachdenken über sie, für Selbsteinschätzung und Bewertung der eigenen Leistung, sind besondere gesellschaftliche Vorgänge von Bedeutung, die den Träger „Kirche“, einschließlich seiner besonderen Situation in Zeiten des Umbruchs, weiterhin Entwicklungen im klinischen und im Beratungsbereich vor und nach der Wende betreffen; eine

Ausbildung in Beratung, zumal bei einer Kirche, zu absolvieren, war unter DDR-Bedingungen etwas hochspezifisches, was sich in unseren Interviews bei so gut wie jeder Formulierung gezeigt hat. Es bedarf eingehender Überlegungen und mancher Rückfragen, um zu verstehen, was Begriffe und Beschreibungen vor dem Hintergrund dieser Geschichte bedeuten könnten.

Nicht unterschlagen werden sollte an dieser Stelle, daß sich die Diskussionslandschaft natürlich vielschichtig entwickelt. Gehen wir einen Moment in die Theorie. Es entwickelt sich eine kritische Paralleldebatte, die einen ganz anderen als den oben beschriebenen Weg einschlägt. Leitmotiv: weg von jeder therapeutischen Orientierung, Denkweise und Sprache in der Beratungspraxis (vgl. dazu z.B. den von Hörmann und Nestmann 1988, herausgegebenen Sammelband oder die Diskussionsbeiträge in *System Familie*, Heft 2, 1995). In interessanter Weise wird begründet, daß Reifungs- und Entwicklungsförderung in Übergangs-/Krisensituationen etwas ganz anderes ist als „Krankenbehandlung“. Demzufolge seien spezifische Kompetenzen und Rahmenbedingungen gefordert. Ich möchte bei aller Sympathie für diese Linie kritisch anmerken, daß hier ebenfalls in einer Einseitigkeit argumentiert wird, die den Aufgaben in der Praxis kaum gerecht zu werden vermag. So etwas wie Ressourcenförderung oder Unterstützung progressiver Handlungsinitiativen ist nicht praktizierbar (z.B.) ohne die Reduktion von Angst, Hemmung, alten Loyalitäten und anderen psychischen Einengungen mit ihrer immer je individuellen Geschichte und aktuellen Einbindung; jedes Beratungsgespräch hat es im weitesten Sinne mit der Bearbeitung von Angst und ihrer Bedeutung zu tun. Genau an dieser Stelle kommt dann die Frage nach dem „wie möglich?“ ins Spiel und somit der Typus eines therapeutischen Gesprächs. Wirklich interessant scheint mir die ausgeprägte Zwiespältigkeit des Diskurses über Beratung: klinisch vs. lebensweltlich, (lebens)geschichtlich vs. zukunftsorientiert, defizit- vs. kompetenzorientiert, aktiv-unterstützend/-problembezogen vs. auf Klärung/Einsicht abstellend, heißen einige der eingebrachten Duale. Die Pro-

blematik liegt exakt in der „versus“-Frontstellung, welche den Spielraum zum Nachdenken einerseits erweitert, andererseits verengt. Die Kunst liegt wohl darin, die jeweils andere, ausgegrenzte Seite gleichzeitig mit zu sehen und beweglich zwischen den Blickwinkeln zu pendeln.

Wenn Berater/-innen in unseren Interviews ungezwungen und ohne strenge kategoriale Vorgaben über ihre Praxis sprechen, also offen gefragt werden, was sie tun und wie sie es tun, benutzen sie häufig eine (zuweilen phantasievolle) „Mischsprache“, die sich irgendwo zwischen lebensweltlich und klinisch, anschaulich und abstrakt, persönlich und fachlich-allgemein ansiedelt – und neben anderem vielleicht den Versuch ausdrückt, „es allen Seiten irgendwie recht zu machen“. Manchmal hörten wir auch Ideen über seelisches Leiden und partnerschaftliche Zerrüttungen, über Weisen helfender Gespräche und ihre Ziele, die wirklich neu und schöpferisch, weit weg von fixierten Lehrbuchmeinungen angesiedelt sind. Das gilt im übrigen für Angehörige verschiedener Grundberufe mit unterschiedlichen therapeutischen Zusatzausbildungen in ähnlicher Weise. Auch regional gibt es in dieser Hinsicht keine prägnanten Unterschiede. Von hieraus läßt sich die These begründen: es handelt sich nicht um ein „Problem“ einzelner Berater/-innenpersonen oder einzelner Stellen, sondern um ein Strukturmerkmal, das in individuellen und teamspezifischen Variationen erscheint und dann noch einmal in der Literatur seinen Ausdruck findet.

Alternative Betrachtungsweise(n)

Man könnte in dieser Situation, zugeben radikal und erst einmal als Gedankenexperiment gedacht, eine neben den etablierten Positionen angesiedelte These aufstellen, die sich im Verlaufe unserer Arbeit an den Interviews im Projekt „Psychotherapeutische Beratung im kirchlichen Auftrag“ geradezu aufgedrängt hat: Der reflexive Blick auf den relativen Erfolg beraterischer Bemühungen im einzelnen Fall hängt von den Leistungen oder Fehlleistungen der kollegialen Gemeinschaft ab; der relative Erfolg des

Angebots institutionelle Beratung hängt ab von den Resultaten eines komplizierten kontinuierlichen Aushandlungsprozesses im Dreieck Beraterin-Klientin-institutioneller Rahmen; zu letzterem gehört der jeweilige Träger ebenso wie der regionale Sozialstaat.¹² Zwischen diesen Ebenen – Fallarbeit, Teamkooperation, institutionelle und überinstitutionelle Arbeit – besteht ein unlösbarer zirkulärer Zusammenhang (das meint natürlich kein zergliederbares Kausalverhältnis). Eine solche Beschreibung impliziert zum einen, daß „Beratung“ mehr ist als das unmittelbare beraterische Gespräch; zum anderen, daß das Gelingen der Bemühungen im beraterischen Gespräch von mehr und anderem abhängt als dem fachgerechten Praktizieren raffinierter therapeutischer Techniken durch Einzelindividuen, nämlich der Ausgestaltung und Fortschreibung des inneren und äußeren sozialen Rahmens. Eine solche Sicht soll zunächst einmal den Horizont von Fragemöglichkeiten und Themen erweitern, denen sich Evaluation und Begleitforschung zu widmen hätte. Welche Art und Methodik von Forschung dafür geeignet sein könnte, bedeutet eine weitere Frage und damit wäre noch einmal eine Fragemöglichkeit geschaffen. Ein Gewinn könnte in der Eröffnung neuer, anderer Perspektiven auf Beratungspraxis als Zusammenhang vielschichtiger Aufgaben liegen. Ich unterstelle, daß wir – wie im unmittelbaren beraterischen Gespräch – dringend auf schöpferische, etablierte Festlegungen, Positionen und Frontstellungen angreifende Betrachtungs- und Handlungsmöglichkeiten angewiesen sind. Um einen Freiraum fürs Nachdenken und (Probe)handeln, um Zukunftsperspektiven und -alternativen zu schaffen. Unsere skizzierte Sicht hat einen weiteren Vorzug: sie kommt der Erfahrung von Berater/-innen entgegen, deren tägliche Arbeit zu einem erheblichen

Teil mit Institutionenaufgaben und teilweise schwer durchsichtig machbaren institutionellen Konflikten verknüpft ist.¹³ Und zwar schon deshalb, weil die meisten Träger von Beratungsstellen dezidiert keine „Krankheits-/Gesundheitsinstitutionen“ sind, das gilt für Kirchen, Landkreise, Städte, Universitäten und freie Vereine in gleicher Weise. Ähnliches läßt sich für die meisten beratungs(stellen)relevanten externen Dienste sagen. Wechselseitige Vermittlungs- und Übersetzungsarbeit ist gefordert. Ein flüchtiger Blick läßt erkennen, daß hier eine Vielzahl von Interessen- und Zielkonflikten angesagt sind, die man nur um den Preis erheblichen Realitätsverlusts verleugnen und aus der täglichen Praxis heraushalten kann. In unseren Interviews taucht die Heterogenität und Widersprüchlichkeit mehr oder minder offen kommunizierter Anforderungen an „Beratung“ auf: Das Spektrum reicht vom örtlichen Jugend- oder Sozialamt, Gericht und Gerichtshilfe, Kindergärten, Schulen, Kirchengemeinden und Dekanaten, medizinischen Diensten bis hin zu regionalpolitischen Instanzen; nicht zu vergessen sind die verschiedenen therapeutischen Fachverbände mit ihren Leitideen über Sinn und Ziel helfender Gespräche sowie der nahezu uferlose Markt an Fachliteratur. Für „Vielfalt“ ist also wahrlich gesorgt.

Unsere Forschungsergebnisse bestätigen das, was sich in Beratung, Supervision und Ausbildung immer wieder andeutet, nämlich, daß die Fähigkeit, sich in solcherart komplizierten

Rahmen dauerhaft interessiert und aktiv bewegen zu können, grundlegend für das Gelingen beraterischer Bemühungen und das Nachdenken über sie ist. Wir haben dazu die Kategorie „im Gespräch bleiben – das Gespräch vermeiden“ gebildet. Mit ihr soll das ambivalente Schwanken zwischen Haltungen gefaßt werden, deren Extrempole Dauerdialog auf der einen, Abschottung auf der anderen Seite repräsentieren. Diese Zwiespältigkeit bedeutet einen eigenen objektiven Strukturkonflikt von Beratung im Kontext. Ein Geflecht von Gründen liegt auf der Hand: Den Fall, daß z.B. der Träger unproblematisch und über Jahrzehnte hinweg seine Beratungsstelle im Mehrfachsinn des Wortes „trägt“, oder daß der äußere sozialpolitische Kontext wenigstens über eine überschaubare Zeitperspektive stabil bleibt, haben wir in den Interviews nicht geschildert bekommen; daß unsere Fachliteratur in immer kürzer werdenden Zyklen „Neuerungen“ offeriert werden, ebensowenig wie die Tatsache, daß so gut wie kein einziger Arbeitsbegriff eindeutig gebraucht wird. Klärung, Konfrontation oder Deutung sind alles andere als kontextfreie Termini. In dieser Situation scheint der eingangs schon einmal aufgetauchte „beraterische Eklektizismus“ wie ein Versuch, sich persönlich einen gewissen Grad an Stabilität und Offenheit zugleich zu schaffen. Um den Preis, daß ein Beobachter zuweilen eine Unschärfe der Beschreibungen empfindet¹⁴ – wahrscheinlich gehen Spezifitätssteigerung und Pluralisierung der Beschreibungen in therapeutischen Feldern parallel, was mit einer Entweder-oder-Logik freilich nicht zu begreifen ist.

Am auffälligsten scheint uns das Ringen von Berater/-innen um eine Vermittlung widersprüchlicher Spra-

¹² Nach einer Wahl mit veränderten politischen Mehrheiten kann die Situation einer Beratungsstelle vor Ort rasch eine ganz andere sein als zuvor. Was im übrigen weniger mit Parteifarben zu tun hat als Lebenseinstellungen und -erfahrungen der Politikerpersonen. Für Überraschungen ist immer gesorgt

¹³ Jede Supervision stößt irgendwann, sowie nicht von vornherein darauf ausgerichtet, genau auf diesen Zusammenhang. Schwierigkeiten im Gespräch mit Ratsuchenden erweisen sich stets eingewoben in kollegiale und institutionelle Prozesse und Konflikte, und umgekehrt. Wahrnehmungs- und Interpretationsstereotypen in der Fallarbeit sind typischerweise eingeflochten in Formen institutionellen Stillstands; und keineswegs Ausdruck mangelnder Individualkompetenz. Die Bedeutung der „Institution“ fürs Fallverstehen ist natürlich lange bekannt. Jaspers (1986, S. 121) weist bereits eindringlich darauf hin, daß gegen ein Absinken in isolierende Einzelpraxis nur deren „Institution“ gesetzt werden kann. Es ist denk- wie merkwürdig zugleich, daß solche Mahnungen im offiziellen Forschungskontext kaum bedacht werden

¹⁴ Manchmal hören wir auch in aller Offenheit (wenngleich im vertraulichen Gespräch), daß die Benennung und Propagierung einer „Methode“ in der Beratung stark mit Blick auf mutmaßliche Interessen von Geldgebern gewählt wird. Von hieraus wird verstehbar, weshalb ein Trend in Richtung des jeweils neuesten und marktgängigen Vokabulars herrscht – „lebensweltlich“ hat im Moment Konjunktur

chen und Logiken. Beispielsweise einer „Verwaltungslogik“ mit der eines helfenden Gesprächs oder einem Verständnis von „Seelsorge“ mit dem, was man im weitesten Sinne unter therapeutisch versteht. Letzteres war natürlich erwartbar: das Spannungsfeld „kirchlicher Trägerpsychologische Beratung“, so latent es im Einzelfall auch scheinen mag, bleibt als Hintergrundfolie für die Darstellungen ihres Tuns durch Berater/-innen immer präsent. Für den Konflikt mit administrativem Denken mag exemplarisch die gegenwärtige Auseinandersetzung mit Jugendämtern vor Ort und deren Vorstellungen über Funktion und Formen von Erziehungsberatung sowie die Modi der Finanzierung stehen. Das neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) mit seinen faktischen und möglichen Auswirkungen für Beratung und Institution, sowie für Beraterinnen und Berater ganz persönlich, kommt in unseren Gesprächen in bemerkenswerter Konflikthaftigkeit zur Sprache. Konkret in Gestalt der Fragen: Wer entscheidet künftig, „was ein Fall“ für Erziehungsberatung ist, wer entscheidet, „für welche Dauer die ‚Maßnahme‘ Erziehungsberatung“ gewährt werden soll und wer bestimmt „Settings und Ort“? Amtsvertreter, das Team der Einrichtung, interinstitutionelle Helferkonferenzen? Was bedeutet das für den freien Zugang und die Vertraulichkeit? Man sieht an diesem Beispiel gut, wie kompliziert die Frage der „Indikation“ in der Praxis aussieht. Die Gefahr, nach außen zu „tarnen“, was man innen aus guten Gründen tut, liegt nahe; und damit eine fatale Weise strategischer Orientierung. Kurz: Veränderungen im äußeren Kontext berühren Beratung sofort, und das nicht nur wegen der finanziellen Förderung der Arbeit durch öffentliche Geldgeber. Die Rahmung von Beratung als „freiwillige Leistung“ im sozialen Feld spielt hierbei eine konfliktträchtige Rolle, zumal sie sich trägerintern doppelt; weil „psychologische Beratung“ nicht ohne weiteres zu den Essentials kirchlichen Engagements gerechnet werden kann.

Damit sind eine ganze Reihe komplizierter, zu theoretischen Überlegungen leitende Themen angesprochen. Im Kern geht es um die verschiedenen Möglichkeiten, Beratungsarbeit, bei

grundsätzlicher Wahrung ihrer relativen Autonomie, erfolgreich kontextuell einzubinden. Wir benötigen Assoziationsbeziehungen, die Interdependenz und Autonomie gleichzeitig steigern. Das sozialsystemtheoretische Kardinalthema „eigengesteuerte Öffnung – Schließung“ scheint im von uns untersuchten Feld von hoher Bedeutung. Unsere Gespräche an weit voneinander entfernten Orten haben gezeigt, daß es keine pauschalen, raumzeitlos gültigen Arrangements gibt. „Beratung“ kann sich durchaus verschiedenartig konzeptualisieren und sozial integrieren,¹⁵ etwa als Bestandteil von Bildung und Bildungsprozessen, als Element in der Jugendhilfe, als eine Form von Spezialsorge, als freier Verein, oder für das Feld betrieblicher Sozialarbeit – letzteres zeigt die Suchtkrankenberatung in Betrieben. Man muß allerdings sehen, wie mit jeder Festlegung eines sozialen Ortes stets weitreichende Folgen verbunden sind, die die Selektion der Klientel und auch die jeweilige Wahl möglicher Methoden und Zielsetzungen vorentscheidet.

Die Herkunft aus einer therapeutischen Schule organisiert offensichtlich die Antworten auf solche Fragen nicht; sie spielt für die Beschreibung der Praxis eine weit geringere Rolle als wir erwartet haben, zumal mit zunehmender Berufserfahrung. Was ist hier also von Bedeutung? Der örtliche kirchliche Träger mit seinen diffusen oder klaren Strukturen und Zielvorgaben, die Modi der Kooperation mit ihm, der Einfluß prägender Persönlichkeiten und ihr Ansehen, der Grad

¹⁵ Die Beratungsstellen an den Universitäten zeigen das am augenfälligsten. Es gibt ziemlich eng „klinisch“ organisierte Stellen, die nach dem Muster einer psychotherapeutischen Ambulanz funktionieren (mit Kasensabrechnung der Gespräche) auf der einen Seite, und es gibt vollkommen anders arbeitende Einrichtungen mit eigenen Konzepten (bei öffentlicher Finanzierung der Gespräche) auf der anderen. Chur (1995) hat in *System Familie* aufschlußreich gezeigt, wie eine Studentenberatungsstelle sehr eigenständige Arbeitsweisen finden kann, die zu einer dichten Verankerung im universitären Kontext, einschließlich der Lehre, führen. Seine Folgerungen im Hinblick auf beraterische Kompetenz und Professionalität sehen ganz anders aus als die bei Klann u. Hahlweg oben zitierten

an Etablierung der Stelle, die regionale soziale Situation oder spezifische zeittypische Anforderungen wirken bei Konzeptualisierung und Praxis zusammen. Ein Träger mit eindeutigen Zielvorgaben erleichtert Beratung sich zu öffnen (und umgekehrt), ebenso wie ein funktionierender psychosozialer Arbeitskreis vor Ort; langjährig etablierte Stellen sollten weniger krisenanfällig sein als neue. Aber selbst scheinbar konsolidierte Einrichtungen, welche zum Beispiel als „staatlich anerkannte Erziehungsberatungsstelle“ mit einem hochprofessionell ausgebildeten Personal und einer gewachsenen Tradition vor Ort eigentlich ihren (auch finanziell) gesicherten Raum besitzen sollten, geraten rasch in den Sog aktueller Auseinandersetzungen. Das dokumentiert die heutige Situation mit ihrem modischen Leitmotto einer „Markt- (Kunden-, Produkt-, Output-)orientierung“. Plötzlich kommen andere Themen als therapeutische und eine Art allgemeiner Verwertungslogik auf Berater/-innen zu, und in fast keinem der von uns geführten Interviews taucht diese aktuelle Situation nicht in irgendeiner Form auf. Es geht nun nicht mehr um „Wirksamkeit“, sondern um Sparsamkeit, de facto um den niedrigsten, konkurrenzfähigen Preis. Zu Bezeichnungen wie Klient-/in oder Ratsuchende(r) kommt noch „Kunde/Kundin“ hinzu mitsamt einem extern verordneten Dienstleistungsdenken. Am Rande gesagt: Natürlich stellt sich die Idee einer „Kundenorientierung als systemische Dienstleistungsphilosophie“ (Schweitzer 1995) ursprünglich kritisch gegen alte Bedürftigkeits-, Defizit- und Kontrollkonzepte; gegen, wie es in suggestiv starken Worten heißt, unbemerkte „Relikte feudalistischer oder frühkapitalistischer Tradition ... in der Versorgungspraxis“ (S. 31). Festzustellen bleibt aber, wie rasch flinke Steuerungs- und sonstige Umbauexperten Idee und Sprache zu ganz anderen Zwecken benutzen (und dabei auf den naheliegenden Gedanken kommen, daß der „Kunde“ für seine Dienstleistung selbstverständlich höchstpersönlich zu zahlen, ergo ein Interesse an niedrigen Preisen und Konkurrenz auf dem Anbietermarkt habe, usw.). Man muß sehen, wen und was man mit welcher Redeweise auf

den Plan ruft. Im übrigen bleibt es dabei: Beratung ist keine Ware, sondern ein Kulturgut.¹⁶

„Beratung“ scheint nach den Ergebnissen unserer Studie vergleichsweise sensibel und irritiert auf zeitliche Prozesse zu reagieren; was auf einen eher geringen Grad stabiler „Institutionalisierung“ schließen läßt. Vielleicht spielt dabei neben anderem eine Rolle, daß der Bereich sich vielerorts auch intern im Umbruch befindet: die in Zeiten des Aufbaus tragenden charismatischen Persönlichkeiten treten allmählich ab, und der Übergang zu einer Art „institutioneller Normalform“ gestaltet sich schwierig. Wieder liegt der Gedanke nahe, Erfolg oder Mißerfolg, Bestand und Gefährdung von institutioneller Beratung als zukunfts-offenes Resultat notwendiger Aushandlungsprozesse zu bezeichnen. Was an dieser Stelle heißt, Handlungs- und Organisationsstrukturen zu finden, die den Bestand unabhängiger von bestimmten Personen und ihren jeweiligen persönlichen Einflußchancen zu kontinuieren dienen; dazu zählen auf lokaler Ebene Verträge mit Gemeinden oder Städten zur Finanzierung, verbindliche trägerinterne Austauschforen, transparente Begründung des beraterischen Tuns, eine Fortschreibung der Landesrichtlinien zu den Regeln des fachlichen Könnens zwecks Sicherung von Qualitätsstandards und rechtlichen Rahmenbedingungen, usw.

Ich möchte dazu eine weitere, wahrscheinlich noch einmal gewagt anmutende These riskieren und mit ihr an einen Ausschnitt aus der oben skizzierten Gegendebatte anschließen: Neben anderen Kompetenzen gehören Fähigkeit und Wille zur *Gesellschaftsbeobachtung* zu den Essentials beraterischer Qualifikation. Und das keineswegs aus Selbstzweck oder bloß intellektuellem Vergnügen. Allein die vielkulturelle Herkunft unserer Klient-/in-

nen, Paare und Familien, verlangt den Blick auf Kultur und Gesellschaft, auf Tradition und Sprache samt ihrer Brüche und Widersprüche, ohne die kein Alkoholproblem und keine Beziehungsschwierigkeit, keine Lernstörung eines Kindes und keine Dauersprachlosigkeit in einer Paarbeziehung, auch nur einigermaßen angemessen verstehbar sind.¹⁷ Geschweige denn bearbeitbar. Externe Kontakte mit Institutionen und Diensten erfordern Wissen um deren Funktionseigenarten und Handlungsweisen. Wunsch und Bereitschaft eines Teams, sich soziales Wissen ein Berufsleben lang anzueignen, bedeutet eine Basisvoraussetzung fürs Gelingen beraterischer Bemühungen im Feld.¹⁸ Damit einher geht natürlich die kritische Beobachtung der Theorie(en) über Gesellschaft. Daß so etwas nur via interdisziplinärem Gespräch gelingen kann, muß heute nicht mehr betont werden. Ich wüßte keine wissenschaftliche und fachliche Einzeldisziplin, die quasi einen Monopolanspruch auf umfassendes Wissen rechtfertigen könnte. Noch einmal könnte man anschließen: Gelingen und Scheitern der Beratungspraxis hängen eng zusammen mit dem Engagement des Teams für gesellschaftliche Prozesse, insbesondere auch für die faktischen

¹⁷ Das Gespräch mit Menschen aus uns fremden Kulturen macht natürlich lediglich deutlich, was in jedem Beratungsgespräch, wenn auch weniger offensichtlich, notwendig ist: die typisierende Aneignung soziokulturellen Wissens und Verständnisses, vor dessen Hintergrund erst die jeweilige „Individualform“ (und umgekehrt) ihre je einmalige Prägnanz erhält. Im allgemeinen laufen solche Konstruktionsprozesse ohne viel Reflexionsaufwand ab, weshalb man sich ihnen explizit selten widmet. Das ist insofern schade, als die Gestalt- und Gestaltungsprinzipien, nach denen sich Verstehen „im Kopf“ organisiert, wenig untersucht bleiben

¹⁸ Es ist symptomatisch, wenn Welter-Enderlin (1995, S. 117) in dieser Zeitschrift Berater/-innen empfehlen muß, „durch das Lesen des politischen und des Wirtschaftsteils der Tageszeitung“ ihren Blick auf und ihr Engagement für die reale Welt zu behalten. Die Autorin weist zurecht mit Nachdruck auf ein Kardinalproblem der Profession hin, die teilweise in ziemlich welt(en)abgewandter Manier in isolierten Zirkeln gelernt hat. Man schaue sich dazu nur die Vorschläge zu künftigen Ausbildungsinhalten im Zusammenhang mit dem Psychotherapeutengesetz an

und möglichen Rückwirkungen externer Prozesse fürs eigene Denken und Handeln in Gegenwart und Zukunft. In die man natürlich jeweils verwoben ist; die Unterscheidung extern-intern bleibt eine Angelegenheit der Perspektivwahl. Eine Frageausrichtung könnte dann heißen: Was macht eine bestimmte Art beraterischen Arbeitens mit uns, den Berater/-innen, dem Team, der Institution? Mutmaßliche „Effekte/Wirkungen/Nebenwirkungen“ wären, so betrachtet, nicht bloß auf seiten der Klient/-innen zu beobachten, sondern erstrangig aufs „Selbst im Feld“ zu beziehen. Beratung würde sich so permanent selbst „zum Fall“ machen müssen.

Die Entwicklungs- und Lernbereitschaft eines Teams dürfte zu den elementaren „Wirkfaktoren“ in Beratungsprozessen zählen. Keine einzige der heute als „hochwirksam“ errechneten Haltungen und Einstellungen von Berater/-innen und Therapeut/-innen läßt sich qua isoliertem Einzelindividuum erbringen. Man hat das zwar nie offiziell empirisch untersucht, jedoch sprechen alle Erfahrungen aus unserer täglichen Arbeit mit Ratsuchenden, zudem aus Supervision und Organisationsberatung dafür! Eine Profession, die tagtäglich im Gespräch mit Ratsuchenden ringt um die Schaffung von Freiräumen gegenüber hinterrücks und undurchsichtig wirkenden alten und aktuellen Abhängigkeiten und Einschränkungen sowie ihren physischen, psychischen wie sozialen Niederschlägen, sollte intensiv und kritisch über den eigenen objektiven sozialen Rahmen nachdenken. Sonst stellen sich charakteristische Enttäuschungen in der Berufspraxis ein,¹⁹

¹⁹ Charakteristisch dafür ist der Umgang mit der mutmaßlich „knappen Zeit“. Beratung wird in auf begrenzte Zeit vereinbarten Settings praktiziert, was von vornherein eine schmerzhaft Reduktion von Größenphantasien bedeutet. Wenn in der Ausbildung hochidealisierte Zielvorstellungen über die eigenen Möglichkeiten besetzt wurden, bereitet Beratungsarbeit rasch erhebliche Defizitgefühle. Der Umgang mit der Einheit von „Sinn, Zeit, Raum“ ist eines der zentralen Themen in der praktischen Diskussion. Alte Hierarchisierungen und Schematisierungen, etwa die Gleichung „schwere Störung = Indikation zur langfristigen Psychotherapie“, und umgekehrt, müssen dabei kritisch durchdacht werden

¹⁶ Klient/-innen sind nicht Kunden, sondern Bürger, welche ihren Beitrag zur solidarischen Gemeinschaft leisten; Formulierungen wie „Fallverstehen in der Begegnung“ oder „Übernahme eigener Verantwortung“ führen ethische Maxime mit sich, samt ihrer kulturellen Quellen. Wir brauchen (weder terminologisch noch organisatorisch) „Markt“, sondern eine reife politische Kultur samt tragender Institutionen

die, weil unbearbeitet, zuweilen in diffuser Weise ihren Ausdruck finden.

Unser Versuch: qualitative Forschung

Die Überschrift unseres Projekts „Psychotherapeutische Beratung im kirchlichen Auftrag“ verknüpft eine Form der Institutionalisierung mit der unmittelbaren Beratungspraxis. Und zwar eine schon quantitativ bedeutende, soweit die Kirchen zu den großen Anbietern von Beratungsdiensten mit breiter Nachfrage zählen. Darüber hinaus kann im Fall kirchlicher Beratungsstellen von einer exemplarischen Art der sozialen Organisation von Beratungspraxis gesprochen werden, deren Strukturmerkmale und -konflikte durchaus generalisierbar erscheinen. Reizvoll erscheint, daß ein Träger mit hohen Ansprüchen und gewachsener Tradition in puncto einer sinnhaften Deutung universeller Lebenskonflikte in Interaktion mit den nicht minder entwickelten Ansprüchen der Humanwissenschaften tritt. Was für Kirche als Beitrag zur Stiftung von Solidarität und Gerechtigkeit gedacht ist, und an spezifischen Werten – Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe – ausgerichtet zur Gründung von psychologischen Beratungsstellen führte, gerät in engen Kontakt mit Spezialdisziplinen, deren Sichtweise eine eher säkulare und auf die Problematisierung von Traditionsbeständen spezialisierte ist; zu deren Fachgeschichte im Kern die Religionskritik gehört. „Kirche als Interpretationsgemeinschaft“ (Schüssler-Fiorenza) gestaltet sich notwendigerweise alles andere als ein stets harmonischer innerer Kontext. Diese knappen Hinweise müssen genügen, um den Schluß zu begründen: Es dürfte schlicht unmöglich sein, in diesem besonderen Rahmen zu arbeiten, ohne ihn zu erleben und für sich kognitiv mit zu bearbeiten. Unsere Gesprächsprotokolle zeigen: man kann ihn verleugnen, herunterspielen, ironisieren, banalisieren oder idealisierend überhöhen, verklären, verallmächtigen. Kirche als widersprüchliches Gegenüber, als traditionsmächtige Glaubens-/Gesinnungsgemeinschaft einerseits, formaler Anstellungsträger andererseits, bleibt in unseren Interviews immer präsent. Verstrickungen wie Di-

stanzierungsoperationen nehmen vielfältige Gestalten an, sie betreffen Berater/-innen wie ganze Teams. Wir haben dazu die Kategorie „Verstrickung in Gesinnungsgemeinschaft und/oder institutionelles Verhältnis zur Kirche“ formuliert. Irgendwo „dazwischen“ richten sich Berater/-innen und Teams ein, und die Art und Weise des „wie?“ interagiert mit der Art der Behandlung von vorderhand fachlichen Fragen aufs engste.

Die Geschichte des Beratungswesens beider großer Kirchen zeigt denn auch, wie diffizil, spannungsgeladen und fruchtbar die Diskussion um Stellenwert und Sinn psychotherapeutischer Beratung in kirchlicher Trägerschaft verlaufen. Ob Beratung sich psychoanalytisch, klientenzentriert, systemisch oder sonstwie orientiert, bleibt dabei ziemlich gleichgültig. Wir dürfen davon ausgehen, daß solche zeitlos brisanten Diskussionen heute unter der Bedingung knapp werdender Gelder nicht weniger kontrovers verlaufen als früher. Auch für Kirche findet Gesellschaft nicht „draußen“ statt, sondern stets auch innen. Das bedeutet z.B., daß Verteilungauseinandersetzungen um finanzielle Mittel zu nehmen und eine massiver werdende Konkurrenz unter den Anbietern sozialer Dienste auch im innerkirchlichen Raum sich ausbreitet. Die alte „Konkurrenz“ zwischen Verkündigung und pastoraler Seelsorge auf der einen, psychosozialen Angeboten auf der anderen Seite, weicht der Auseinandersetzung innerhalb des Sektors sozialer (pädagogischer, beraterischer, pflegerischer) Tätigkeiten. Kompetenzfragen können allzu leicht unter der Hand zu Machtansprüchen mutieren. Eine Gefahr für jede Forschung liegt auf der Hand: sich bloß als Instrument zur Legitimation etablierter Ist-Zustände selbst zu mißbrauchen. Legitimationskonservatismus gehört aus verschiedenen (rationalen und irrationalen) Gründen zu den fatalen Gepflogenheiten sozialer Berufe. Wir sehen diese Gefahr und bemühen uns, offen und kritisch zu bleiben für möglicherweise unbequeme Erfahrungen und Resultate.

Es reicht natürlich nicht, in dieser Hinsicht Lippenbekenntnisse abzulegen und es dabei zu belassen. Vielmehr geht es um Methodik und Methodolo-

gie. Zwei Fragen begleiteten unseren Prozeß des Suchens. Einmal: Welches Forschungsverfahren könnte mit einiger Wahrscheinlichkeit zu neuartigen Hypothesen, Ideen und Einsichten verhelfen, die der Praxis namens Beratung ein Mehr in puncto Selbstverständnis und in diesem Sinne Selbstaufklärung erbringen? Zum anderen: Welches Verfahren ist der Methodik und Logik beraterischen Handelns und Reflektierens am ehesten kongruent? Selbstevaluation kann nur mit Verfahren betrieben werden, die systematisch beraterische Erfahrung und Kompetenz nutzen. Suchbewegungen in diverse Richtungen waren folglich angesagt. Wir haben nach längerer Diskussion und entgegen unserer ursprünglichen Absicht einen Weg in Richtung „qualitative Untersuchung“ eingeschlagen,²⁰ der zunächst einmal praktisch heißt: In ausführlichen, an einem lose eingebrachten Leitfaden entlang gestalteten Gesprächen, Berater/-innen und Seelsorger/-innen – letztere aus dem Spezialdienst der Krankenhauseelsorge – wirklich zu Wort kommen zu lassen.²¹ Und zwar

²⁰ Bei der Selektion einer bestimmten Methode sind eingangs immer auch intuitive Momente im Spiel. Dieser Suchprozeß gestaltet sich ebenfalls als „soziale Praxis“, d.h. als kontingent, mehr oder weniger begründbar, stets kritisierbar, in seinen Konsequenzen im vorhinein nicht voll absehbar, usw. Und: er ist mit affektiv getönten Auseinandersetzungen verbunden. Was nicht unterschlagen werden sollte und auch nicht weiter verwunderlich ist. Kein soziales, uns stets mehr oder minder leibhaftig involvierendes Phänomen ist quasi gleichgültig betracht- und untersuchbar

²¹ Daneben war ein „klassischer Leitlinientext“ zur kirchlichen Beratungsarbeit Gegenstand der Analyse. Die Fragestellung lautete, wie sich der Versuch eines Dialogs zwischen Kirche und Beratung in einer bestimmten Situation von seiten des Bereichs Beratung aus gestaltet hat. Für eine qualitative Studie sind natürlich auch solche besonderen „Textprodukte“ höchst interessant. In einem weiteren Schritt haben wir die am Text herausgearbeiteten Kategorien mit dem Datenmaterial aus den Interviews verglichen. Auf diese Weise entsteht allmählich ein konsistenteres Bild der Struktur des „sozialen Falls Beratung im kirchlichen Rahmen“. In einem neuen Anlauf wäre es sinnvoll, Kontrastinterviews mit Berater/-innen in städtischen und/oder universitären Beratungsstellen zu führen, um Strukturspezifika weiter unterscheidend zu präzisieren

zu allen Themen ihres Arbeitsalltags, wie und weshalb sie auch immer im Interview auftauchen sollten. Die, wie gesagt, sehr ausführlichen Interviewtexte wurden mitsamt „atmosphärischer Eindrücke“ aus der Interviewsituation und ihrem Ort anschließend in der aus erfahrenen Berater/-innen mit unterschiedlichen Grundberufen und Zusatzausbildungen zusammengesetzten Gruppe zur Interpretation gebracht. Die Auswahl der Gesprächspartner/-innen geschah im Forschungsprozeß schrittweise nach der Methode minimaler/maximaler Kontrastierung. Der Interpretationsprozeß orientiert sich an der Methode der sukzessiven Sequenzanalyse, wie sie z.B. im Verfahren der „strukturellen Hermeneutik“ (Oevermann et al.) beschrieben und begründet vorliegt. Da bei dieser Art zu forschen u.E. alle Last und Verantwortung für die gewonnenen Hypothesen sowie den Prozeß der Datenerhebung auf der Gruppe der Interpreten liegt, haben wir uns eine externe Methodensupervision gesucht.²² Wir taten also das, was wir in der täglichen Fallarbeit auch praktizieren: unsere Such-, Verstehens-, Interpretations- und Gesprächsbemühungen von außen kompetent begleiten zu lassen.

Um es zu unterstreichen: Das Ziel unseres Vorhabens liegt nicht darin, Berufsbiographien einzelner Berater/-innen und ihre besondere individuelle Motivierung, sondern die Struktur des Feldes zu erkunden. Die schrittweise Klärung der Frage, „was“ könnte personenabhängig, „was“ könnte zeit/teamcharakteristisch und/oder regionalspezifisch sein, und „was“ könnte zur objektiven Struktur gehören, leitet die Suche nach kontrastierenden exemplarischen „Fällen“ im Forschungsprozeß. Nur via systematischer Kontrastierung und Vergleich gewinnt das Typische und Charakteristische von „Beratung im kirchlichen Auftrag“ seine Prägnanz.

Uns ist bewußt, daß mit dieser Entscheidung für eine bestimmte For-

schungspraxis aus dem breiten und in sich heterogenen Feld der „qualitativen“ Methoden²³ eine ganze Reihe von Implikationen verbunden sind. Praktischer, methodischer und auch gesellschaftstheoretischer Art. Der enorme Zeitaufwand gehört ebenso zu den praktischen Problemen wie die Bearbeitung teils unvertrauter Theorie. Am meisten überrascht, manchmal auch irritiert und bewegt, haben uns aber die vielschichtigen, lebendigen, teilweise persönlich gehaltenen Erzählungen unserer Kolleg/-innen aus ihrem Arbeitsleben. Ich will im Rahmen dieses Aufsatzes die traditionellen Kontroversen zu dieser Weise zu forschen nicht aufgreifen, sondern es bei dem Hinweis belassen: wir bemühen uns im Interpretationsprozeß um einen gleichzeitig mitlaufenden kritischen Blick auf unser Verhältnis zur Methode und ihrer Grundlagen. Zwar sollten die Gewinnung fallspezifischer Hypothesen und die Geltungsreflexion hinsichtlich der Methode nicht permanent vermischt werden; dennoch scheint es uns notwendig, in der Forschungspraxis deren eigene Voraussetzungen mitzudiskutieren. Der oben schon beschriebene Zirkel von Vorausannahmen und Forschungsprozeß sollte sich nicht blind gestalten. Das erfordert punktuell Distanz zum eigenen Tun sowie Perspektivwechsel- und -konfrontation. Auch in dieser Hinsicht gehen wir analog zum Beratungsgespräch vor, in welchem wir permanent zu einer Mehrebenenbeobachtung mit den entsprechenden Dezentrierungsleistungen, bei mitlaufender hoher innerer Beteiligung, veranlaßt sind. Wir setzen sozusagen Methode und eingebrachtes Wissen in der Weise, wie wir sie einbringen, ständig experimentell einer Probe aus. Mit dem Ziel, via Irrtum besseres Wissen zu erlangen, das so gleich wieder auf die Probe zu stellen

²³ Die Grounded Theory (Strauss 1994) hat uns besonders beschäftigt. Und zwar auch deshalb, weil ihr Begründer eindrucksvoll in Feldern geforscht hat, welche für die akademische Sozialforschung am Rande des Interesses liegen, für uns aber von Bedeutung sind (dazu zählen die Studien zum Umgang von Klinikpersonal mit Sterbenden oder die Entwicklung von Familien mit chronisch kranken und behinderten Angehörigen)

Fazit für die Praxis

Beraterinnen und Berater sollten sich aktiv und kritisch in die Auseinandersetzungen um die Zukunftsgestaltung ihres Feldes hineinwagen. Hinsichtlich Kriterien, was „Qualität“ in der sozialen Arbeit heißen, wie man diese sichern und dabei von seiten begleitender Forschung unterstützt werden könnte, muß Konsens hergestellt werden. Falldokumentation, Supervision, katamnestiche Gespräche, Teamprojekte, Ausbildungsverläufe und anderes könnten Gegenstand systematischer Untersuchung sein, wobei diese nur von innen gesucht, betrieben und verantwortet werden kann. Ausführliche, offen gehaltene Gespräche mit (aktuellen und ehemaligen) Ratsuchenden, mit Berater/-innen, mit internen und externen Begleiter/-innen unserer Arbeit sind durch keine standardisierte Methode zu ersetzen. Der Bereich Beratung sollte sich von niemandem Forschungsweisen aufzwingen und seine „Wissenschaftlichkeit“ vorschreiben lassen. Auch „Evaluation“ muß sich kritischer Evaluation stellen.

ist; nicht Bestätigung, sondern erarbeiteter Irrtum leiten die Verstehensbemühungen. Wenn unser Vorhaben gelingt, sollte eine Fallstrukturhypothese zu formulieren sein, die den sozialen Fall Beratung erklärt. Sie entstammt Gesprächen, ist für weitere, offene Gespräche gedacht und nicht zum Zweck der Bildung „fixierter allgemeiner Theorie“. Grundzüge einer solchen Hypothese und ihre Kategorien habe ich zu beschreiben versucht.

Damit ist zugleich eine Bestimmung des Verhältnisses zu „Wissenschaft“ probiert: Der (sozial)wissenschaftliche Beitrag zur Praxis und Evaluation von Beratung sollte in der Ausarbeitung, Begründung und Erprobung von Reflexionsverfahren bestehen, die dem beraterischen Verstehen und Handeln kongruent sind. In praktischer Kooperation und Dialog mit Wissenschaft findet Evaluation als

²² Diese Aufgabe hat Bruno Hildenbrand, dem wir für die supervisorische Begleitung und eine Fülle von Hinweisen und Anregungen danken, übernommen. In der Auswertungsgruppe arbeiten W. Kinzinger, H. Lücke-Jansen, B. Schneider, H.v. Schubert, W. Vogelmann und W. Schrödter mit

Selbstevaluation statt. Das bedeutet zweierlei: Forschung kann aus sich heraus nicht den Anspruch erheben, über bessere oder schlechtere Weisen von Beratungspraxis oder ihrer Theorie zu entscheiden; Beratung kann die Klärung der ihr wichtigen Fragen hinsichtlich Methodik und Resultaten nicht einfach an externe Forschung delegieren. Die gemeinsame, dem Alltagsdruck enthobene kooperative Arbeit „am Fall“, an Fallgeschichten aus der Beratungsarbeit, seien dies Klientengespräche oder Interviews mit Berater/-innen oder Selbstdarstellungen einer Einrichtung, sollte die Form praktischer Zusammenarbeit darstellen. Es wäre erfreulich, wenn am Ende ein gemeinsamer, beide Seiten bereichernder interdisziplinärer Lernprozeß stattgefunden hätte.

Literatur

- Chur D (1995) Beratung als Kompetenzförderung – Prinzipien und Strategien am Beispiel eines Projekts in der Studienberatung. *System Familie* 8:66–74
- Faller H (1994) Das Forschungsprogramm „Qualitative Psychotherapieforschung“. Versuch einer Standortbestimmung. In: Faller H, Frommer J (Hrsg) *Qualitative Psychotherapieforschung. Grundlagen und Methoden*. Asanger, Heidelberg, S 15–37
- Grawe K, Donati R, Bernauer F (1994) Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Hogrefe, Göttingen
- Hörmann G, Nestmann F (Hrsg) (1988) *Handbuch der psychosozialen Intervention*. Westdeutscher Verlag, Opladen
- Mayer A-E, Richter R, Grawe K, Graf v. d. Schulenburg J-M, Schulte B (1991) *Forschungsgutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes*. Universitätskrankenhaus Eppendorf, Hamburg
- Jaspers K (1986) *Der Arzt im technischen Zeitalter*. Pieper, München
- Klann N, Hahlweg K (1994) *Beratungsbegleitende Forschung – Evaluation und Vorgehensweisen in der Ehe-, Familien und Lebensberatung und ihre spezifischen Auswirkungen*. Kohlhammer, Stuttgart
- Klann N, Hahlweg K (1995) Erhebung über die Wirksamkeit von Eheberatung. *System Familie* 8:66–74
- Liebold C (1996) *Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe*, Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Schiffmann, Bergisch Gladbach
- Schweitzer J (1995) Kundenorientierung als systemische Dienstleistungsphilosophie. *Familiendynamik* 20:292–313
- Strauss AL (1994) *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Fink, München
- Vennen D (1992) *Behandlungsergebnisse und Wirkfaktoren von Eheberatung*. Hogrefe, Göttingen
- Welter-Enderlin R (1995) *Effiziente Team-Intervention und „Lernen 2. Ordnung“*. *System Familie* 8:111–117
- Welter-Enderlin R, Hildenbrand B (1996) *Systemische Therapie als Begegnung*. Klett-Cotta, Stuttgart